

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 5

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von Herrn Photographen Wehrli ein ausgezeichnetes Bild geben.

Diese Weide, sonst ein Baum zweiter Ordnung, erreicht hier ganz kolossale Dimensionen. Sie ist weitaus der dickste Baum in Zürich und dessen Umgebung und jedenfalls die stärkste Weide in der Schweiz und sehr wahrscheinlich auch Europas. Sie steht am See, an der Straße Bendlikon-Thalweil, ca. 300 Meter von der Schiffbrücke entfernt. Sie stockt auf entsumpftem Terrain an der Grenze zwischen den Gütern des Herrn Direktor Naville und des Herrn Ingenieur Studer. Aus der Form des unteren Stammteils geht hervor, daß der Baum früher beschnitten und als „Kopsholz“ behandelt wurde. In letzter Zeit wurde indessen das Beschnitten

aufgegeben, und es hat der Baum eine sehr schöne Krone von 21 Meter Höhe entwickeln können. Der größte Kronendurchmesser beträgt 19,5 Meter, der kleinste 15,0 Meter. Auf 2 Meter über dem Boden gemessen ist der Umfang 8,0 Meter. Der Umfang der 7 Hauptäste beträgt unten: 2,10; 1,40; 1,35; 1,25; 2,00; 1,30; 1,65 Meter. Zwei weitere mußten im Laufe der Zeit schon entfernt werden. Ueber das Alter läßt sich nichts bestimmtes sagen; doch dürfte es nicht mehr als ca. 100 Jahre betragen. Da, wo der Stamm sich in die Äste zerteilt, konnte sich Laub und Humus ansammeln und mit der Zeit entstand auf demselben eine Vegetation von allen möglichen Pflanzen. Von denselben macht den Kindern ein sehr kräftiger Stachelbeerstrauch die größte Freude.

Der Zug nach der Stadt.

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Fünftes Kapitel.

Die Fliesen waren feucht, im Vestibül standen Wasserlachen und durch die Pforte fuhr ein naßkalter Wind. Hertha zog die Kapuze ihres Schultermantelchens über das Barett und trat in den Regen hinaus. Der Wind fing sich unter ihrem Schirm und stülpte das Wetterdach um, wie einen Blumenkelch. Das Mädchen kämpfte mit dem unsichtbaren Unhold, der grimmig über die Stadt schnob, um den Besitz ihres Schirmes, und schon erlahmte ihre Hand, als ein hilfsbereiter Arm den Schirmstock ergriff und Maksimows Stimme sprach: „Kommen Sie um die Ecke, es ist eine böse Stelle hier vor der Universitätsstreppe.“

Sie folgte ihm schweigend. Der Wind blies hinter ihnen drein, bis sie hinter dem Gebäude Schutz gefunden hatten. Hier gab Maksimow dem Schirm seine ursprüngliche Gestalt wieder und Hertha dankte ihm:

„Ein Beitrag zum Kapitel der weiblichen Schwäche, nicht wahr, Herr Maksimow?“

Er sah sie durch die feuchten Brillengläser unsicher an: „Oder zur männlichen Inferiorität im Geiste. Sie haben einen Schirm mitgenommen, ich glaube, es gäbe keinen Regen und ließ ihn zu Hause.“

Er schlug den Mantelkragen in die Höhe. Der Regen fuhr in zahllosen, silbernen Streifen zur Erde. Hertha hob sogleich das Schutzdach höher und trat dicht neben den Helfer in der Not.

„Es reicht für beide. Kommen Sie.“

Eine Zeit lang gingen sie nebeneinander, aber Hertha fühlte bald, wie ihr Arm ermüdete und doch machte Maksimow keine Bewegung, ihr den Schirm abzunehmen. Er ging mit gesenktem Kopf, die Hände in die Manteltaschen vergraben, neben ihr her. Sie wurde unwillig,

und da ein Krampf ihr den Arm zu lähmen drohte, zuckte sie unwillkürlich zusammen. Dabei stieß der Schirm an Maksimows Hut. Wie aus einem Traume fuhr er auf und stammelte: „O Verzeihung, ich hatte vergessen — ich bin unartig.“

Er zauderte noch einen Augenblick, dann nahm er ihr sanft den Schirm ab, legte ihre Hand auf seinen Arm und senkte das schützende Dach dicht auf sie nieder. Sie ließ es geschehen und wortlos schritten sie durch den aufspritzenden Regen der Sonneggstraße zu.

So wie sie da nebeneinander hergingen, stumm, aber sich nahe, so führte sie seit Wochen ihr Weg. Hertha blieb einen Augenblick stehen, um die Kapuze wieder über den Kopf zu ziehen, und als Maksimow den Schirm höher hob, sah sie mit Staunen, daß sie nur noch wenige Schritte von dem Hause entfernt waren. Mit dem schwärzlichen Astgeflecht des Birnbaumes und den braunen, dünnen Ranken der wilden Rebe bekleidet, nahm sich das alte Häuschen recht ärmlich aus.

„Es war schöner anzusehen im Sommer,“ sagte sie und flüchtete sich unter das vorspringende Dach, von dem die Traufe ihren Strahl herabsandte. Maksimow blieb vor ihr stehen, unbekümmert darum, daß der Guß auf den Schirm trommelte, als würden Erbsen darüber ausgeschüttet. Winzige Wasserteilchen spritzten dabei in Herthas Gesicht, hingen sich silberfein in ihre Haare. Sie wartete, ob er etwas sagen wollte, doch als er stumm blieb und sie nur unverwandt anschaute, mußte sie lächeln.

„Nehmen Sie den Schirm nur mit. Wir holen uns beide nasse Füße hier in der Lache.“

Da ermannte er sich.

„Fräulein, gnädiges Fräulein, wie man sagt, ich habe Sie schon lange etwas fragen wollen. Ist es wahr, nehmen Sie Teil an mir?“

„Ich, Teil an Ihnen!“ Sie errötete. „Ich weiß nicht, wie Sie zu der Frage kommen.“

„Ich meine, ob Sie nur so an mir vorbeigehen oder ob Sie auch fragen, wie ich bin.“

„Sie meinen, ob ich Interesse für Sie habe, menschliches Interesse,“ verbesserte sie sich.

Wie ernsthaft sie da sprach unter der Dachtraufe! Bei den letzten Worten war es ihr zum Bewußtsein gekommen, und das drängte ihr ein resigniertes Lächeln auf die Lippen. Maximow erspähte das flüchtige Zucken ihres Mundes und stieß heftig hervor: „Sie lachen doch über mich! Ich weiß, ich passe nicht zu Ihnen, Ihrem Bruder. Ich bin anders, Sie haben vielleicht recht, über mich zu lachen, aber es thut mir weh, ja, es ist etwas, was mich schmerzt, wenn ich denken muß, daß Sie an mir vorbeigehen und sehen mich von außen an und lächeln.“

Hertha war noch näher an die Hauswand gewichen.

„Mein Gott, wie heftig sind Sie!“

„Bin ich heftig? Nein, ich bin still. Aber ich kann nicht alles mit mir fertig machen, ohne ein Wort. Es ist wohl nicht gut gewesen, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Wir sind so ganz anders als Sie. Und man soll sich nicht mit Menschen Freund machen, die einen nicht verstehen können, nichts wissen von einem, sonst kommen sie und lächeln.“

„Machen Sie mir Platz, Maximow, Sie sind erregt.“ Sie sprach es leise, ruhig, wie zu einem Kranken und ging an ihm vorbei ins Haus. Auf der Schwelle wandte sie sich um. Er stand noch auf demselben Fleck, sah sie mit dunklen Augen, die Lippen fest aufeinander gepreßt, an und gab ihr plötzlich mit einer ungestümen Bewegung den Schirm zurück. Da sie sah, daß der Wasserstrahl lotrecht auf ihn niederfiel, ergriff sie mit dem Schirmstöß zugleich seine Hand und zog ihn aus dem Bereich der Traufe.

„Ich lache nicht. Es ist nicht schön, so etwas von mir zu denken. Und nun adieu. Guten Sie, Sie stehen ja mitten im Regen.“

Er wollte antworten. Sie sah es an dem Ausdruck seines Gesichtes. Ein heftiger Kampf malte sich in seinen Zügen, aber plötzlich machte er eine wilde Gebärde, murmelte ein paar russische Worte und stürzte in den Regen hinein, ohne einen Wink des Abschieds. Sie blickte ihm nach. Was war ihm! Wie Feuer, das aus der Asche schlägt, war es über sein Gesicht gefahren, und jetzt stürmte er durch das Wetter und

verschwand in dem Regen, der wolkig, vom Wind getragen, über die Stadt zog. Als Hertha sich aufraffte und mit klammen Fingern den Schirm schloß, schmolzen ein paar große, gesternete Schneeflocken auf der schwarzen Seidenhülle.

Auf der Treppe ertappte sie sich über einem Flüstern: „Was ist ihm?“ Und als sie auf die Frage keine Antwort fand, wurde ihr bewußt, wie wenig sie eigentlich von ihm wußte. Und doch war er der einzige, der ihr in dem halben Jahre näher gekommen war. Aber von seinem Wesen, seinen Lebensanschauungen wußte sie nichts. Sie hatte ihn einen Pessimisten genannt, aber das war nach der Lektüre von „Väter und Söhne“ gewesen. In einer französischen Uebersetzung hatte er ihr den Roman Turgenieffs in die Hand gelegt und seither hatte sie ihn mit Basaroff verwechselt. Jetzt erkannte sie, daß das ein Phantasienspiel gewesen.

Major Hoyer blies graue Wolken aus seiner Kronprinzenpfeife und las in der „Täglichen Rundschau“, als Hertha eintrat. Er saß am Fenster.

„Guten Tag, Papa,“ rief sie ihm zu.

„Das kommt davon, wenn man ohne Schirm ausgeht, ein Civilist und noch dazu ein Frauenzimmer ohne Schirm!“ schalt er launig, als sie betrübt die nassen Rocksäume betrachtete.

„Ja, ich hatte doch einen Schirm,“ entgegnete sie verwundert, und weil ihr gerade Maximows Bemerkung über ihre weibliche Vorsicht einfiel, mußte sie über den Widerspruch lachen.

„So — du bist doch eskortiert worden! Ich sah euch um die Ecke kommen,“ — er machte mit dem Kopf eine Bewegung nach dem Fenster hin.

„Das, das war Maximow, der keinen Schirm hatte und nun —“ Sie stockte. Er war ja ohne Schirm wieder umgekehrt. Wie reimt sich das? Sie wurde befangen und fühlte, wie ihr die Röthe in die Wangen stieg unter dem forschenden Blick des Vaters.

„Na, nu' hör' aber mal, das ist ja eine ganz komische Geschichte, Herrchen! Er hat kein Parapluie, geht also unter deinem als bon enfant mit hierher und macht dann kehrt, um ohne Schirm wieder in die Universitätsstraße zu gehen!“

Hoyer lachte laut auf. Hertha antwortete in ihrer ihr selbst lächerlichen Verlegenheit: „Da wohnt er nicht mehr, er hat sich in der Pension Egli eingemietet.“

„So, bei unseren Landflüchtigen! Na, dann ist er wenigstens aus dem russischen Milieu heraus. Mir eine unsympathische Gesellschaft, die stillen Menschen mit den Tellermützen und die kleinen Mädchen mit den alten, abgearbeiteten Gesichtern.“

Hertha hatte begonnen, den Kaffeetisch zu decken, hielt aber plötzlich inne.

„Wie meinst du das, Pa?“ fragte sie und sah ihn ängstlich und gespannt an.

„Sozialisten, Nihilisten, was weiß ich!“ stieß er zwischen zwei Tabakswolken hervor.

„Aber Papa, das hört man wohl so zu Hause in der Zeitung, hier sieht man dann, daß sie recht harmlos sind, arm, fleißig und —“

„Ein bißchen schmutzdelig,“ ergänzte der Major.

Herttha lachte leise auf, plötzlich aber brach sie ab, trat näher an das Fenster und fragte erregt: „Und du meinst, daß Maximow sich auch zum Nihilismus bekennt?“

Sie war ganz blaß geworden und die seltsamen Worte des Russen kamen ihr wieder in den Sinn.

„Ne, da hab' ich schon zu oft auf den Busch geklopft, Herrchen! Ein Nihilist hier in unsern vier Wänden, das sollte mir denn doch mit dem Teufel zugehen! Er hat mir immer recht vernünftig zugehört, wenn ich Kannegießerte.“

Er stand auf und warf das Zeitungsblatt auf den Tisch. „Nein, Herrchen, das Bombenschmeißen trau' ich ihm nicht zu, wenn er auch mit Bernd Chemikalien buttert.“

Sie atmete erleichtert auf, aber ihre Gedanken kehrten immer wieder zu Maximow zurück.

Da stellte sich der Vater breitspurig vor sie hin, faßte sie an einem der großen Taillenknöpfe, wie er einst so oft dem Burschen gegenüber gethan, und fragte: „Nun, sag' mal, Mädel, fragst du mich denn gar nicht, warum ich so aufgeräumt bin?“

Seine Augen blickten, der Schnurrbart war unternehmend in die Höhe gestrichen, das leicht ergraute Haar lag, militärisch gescheitelt, glatt und glänzend geordnet. Er hielt sich straff und aufrecht. Herttha hatte das alles im Fluge wahrgenommen.

„Ein Brief, Papa!“

„Ja, ein Brief, Herrchen, er hat endlich geschrieben!“

„Endlich, Papa? Schneller hätte er doch kaum Nachricht geben können. Aber wie geht es ihm, wo ist er, schon drin in Afrika?“

„Ja, wo er jetzt ist, weiß der Kuckuck. Der Brief ist aus Port-Said datiert, also noch eine mäßig zivilisierte Gegend, wo man nicht mit Kisuaheli, sondern mit Französisch und Englisch, sogar Deutsch bequem zurecht kommen kann.“

Der Major hatte den halb abgedrehten Stahlknopf losgelassen und ging mit durchgedrückten Knien im Zimmer auf und ab, daß die Dielen knackten. Ein Regenschauer prasselte wie Kies an die Scheiben. Da lachte er lustig: „Eine Bombenhitze sei dort unten, schreibt Fritz. Seekrank war er nicht, behauptet er, nur ein bißchen verschnupft, weil er mit Madame Elquot

zu viel scharmuziert haben will. Das Regiment hat ihm einen Korb Sekt zum Abschied gestiftet.“

Herttha sah, wie sich bei den letzten Worten, bei der Erwähnung der kameradschaftlichen Spende, das Gesicht des Vaters verdüsterte.

„Das Regiment,“ wiederholte er und unterbrach seinen Gang. Die Pfeife war ausgebrannt. Er fuhr mit dem Taschenmesser in die Asche und legte sie beiseite.

„Einem Leutnant ist das Regiment die Heimat. Weißt du noch, Herrchen, wie mir das Bataillon ein Ständchen gebracht hat, als ich es abgab! Der Neue hat sie dann tüchtig herangenommen. ‚Es muß alles anders werden,‘ die Phrase kennt man ja, hab' ich auch gebraucht und dann — ein Nachmanöver, mit meinem ganzen Stab und sämtlichen Gewehren außer Gefecht gesetzt und — na, so was macht man nur einmal.“

Er hatte leiser und leiser gesprochen, und seine Brauen lagen wie im Schmerz herabgezogen über den Augen. Der jähe Umschlag seiner Stimmung erschütterte Herttha, und den Vater wieder aufzurichten, wußte sie nur eins: „Wo hast du den Brief, Pa?“

„Wichtig, der Brief.“ Er griff in die Tasche seiner Joppe, erst in die eine, dann in die andere. „Donnerwetter, wo hab' ich denn den Brief, ich hab' ihn doch gelesen, sogar zwei-, nein dreimal!“ Er suchte in allen Taschen, auf Tisch und Kommode, in allen Schubladen, Herttha half, aber der Brief war nicht zu finden. Endlich sammelte sich der Major und begann zu überlegen: „Also ich hatte mich rasiert, mir eben die Pfeife geholt, da popperte das Geistchen und streckte mir die Post herein, Brief und Zeitung. Dann hab' ich das Couvert aufgerissen und — ah, richtig, das Streichholz, das ich angesteckt hatte, hab' ich weggeschmissen.“

Er stockte plötzlich und sah so verblüfft aus, daß Herttha belustigt fragte: „Was dann, ich glaube, jetzt kommt's!“

„Was kommt, meint ihr mich?“ rief Bernhard, der soeben auf der Schwelle auftauchte.

Aber er erhielt keine Antwort. Der Major fuhr jählings auf den Ofen los und riß ein zusammengefaltetes, angebranntes Papier aus dem Aschenkasten, faltete es auseinander und schrie: „Donner und Doria, nun hab' ich wahrhaftig mit dem Brief des Jungen meine Pfeife angesteckt.“

Er lag auf den Knien vor dem Feuerloch, die rote Glut tanzte über sein ratloses, verblüftes Gesicht. Der Anblick war so komisch, daß die Geschwister hell auflachten. Da fuhr er ärgerlich, aber mit wieder hell glänzenden Augen in die Höhe und witterte: „Das kommt von den Streichhölzern, die keine Nase lang brennen. Da lief ich, um endlich die Beförderungen



Blick von der Londonbridge in London.

Originalzeichnung von Hans Meyer-Cassel.

nachlesen zu können, an den Ofen und zündete mir so die Pfeife an."

"Mit Fritzens Brief als Fidibus — du Rabenvater," erwiderte Bernd und warf sich laut lachend in die Sopha-Ecke. Hertha nahm den angebrannten Brief aus der Hand des Majors. Das Papier war flüchtig der Länge nach zusammengefaltet und an dem einen Ende angezündet worden. Aber der Schaden war nicht groß, nur je das erste und letzte Wort auf dem einen Blatt verstümmelt.

"Ein Glück, daß dein Pastorentabak so gut brennt und dein altes Pfeifenmöbel tüchtig Luft gehabt hat," sagte Hertha mit gut gespielmtem Ernst. Der Major zwinkerte mit den Augen. „Willst du mich zugen, Herrchen?"

Die gute Stimmung war zurückgekehrt, und einträchtig lasen sie den überseeischen Brief.

"Da ist ein Postskriptum für Bernd," jagte Hertha und las: „Die bewußte Geschichte von dem Halbblut werde ich Bernd von Dar-es-Salaam oder einer Station in Rhutu oder Ukami aus berichten. Das Neugeld schmerzt mich noch, aber es ist erträglich."

"Na nu," rief der Major, „hat der Junge schon wieder Schulden gemacht! Das ist doch 'ne Pferdegeschichte!"

Auch Hertha sah mit großen Augen auf den Bruder.

"S, wo denkt ihr hin," wehrte Bernhard befangen, „das ist nur figürlich gesprochen, es ist, es ist eine — na jedenfalls keine Pferdegeschichte."

"Ist's nicht der Totalisator, dann ist's der Cotillon, darauf leg' ich meine Hand ins Feuer," rief der Vater heftig.

"Na ja, zugegeben, Papa, aber es ist eine Sache, die Fritz eigentlich nichts mehr angeht."

"Sie geht Fritz nichts an? Wozu denn dies Postskriptum? Sag mal, Bernd," fuhr er nach einer Pause mit verwandelter Stimme fort, „geht's etwa auf dich?"

"Auf mich, wie kommst du darauf, Papa?"

Hertha blickte fragend und überlegend von einem zum andern. Der Major räusperte sich, sein Gesicht war ernst geworden.

"Siehst du, Bernhard, ich habe so schrecklich viel Zeit, daß ich die Augen mehr spazieren lasse, als sonst jemand. Und da ist mir nun aufgefallen, daß mein Sohn in der letzten Zeit, sagen wir in den letzten vier, sechs Wochen, sich eins auf eins, so peu à peu, ein anderes Gesicht gegeben hat. Wir waren einmal in ein Dorf geraten, in ein Haus, halb Bauernhof, halb Fremdenhaus, ich glaube, da fing's an. Vielleicht fiel es mir da zuerst auf. Unterbrich mich nicht, Alterchen, in den Chosen machst du mir kein X für ein U vor."

"Will ich auch gar nicht, Papa", setzte Bernhard an und fuhr dann ruhig, aber innerlich tieferregt fort: „Verzeih, wenn ich weiter spreche. Es kommt ja so viel darauf an, daß hier kein falscher Zug in die Analyse gerät, die du so richtig, ja ich gesteh es, Papa, so richtig angegriffen hast."

Der Major hatte den angebrannten Brief auf den Tisch gelegt. Sein Gesicht war ernst geworden. Hertha war unwillkürlich näher zu Bernhard herangetreten, der sich erhoben hatte und mit einem verlorenen Blick in den Augen leise, aber jedes Wort betonend, weiter sprach. Er sah den See vor sich, die überfahrenden Mädchen; er berichtete kurz und sachlich, trocken beinahe, von dem Wiedersehen auf der Höhe, dem Wiederfinden am Sonntag, im Schwall der Heilsversammlung, und jetzt erst begann er zu zaudern, als fände er die rechten Worte nicht mehr. Nun, da das Tatsächliche erschöpft war, da er von seinen Gefühlen reden sollte, von der Bedeutung, die diese Begegnungen für ihn gehabt hatten, nun versagte ihm die Sprache. Das lag noch so verborgen, so unberührt in ihm, daß er keinem andern darüber Rede stehen konnte. Er wußte ja selbst noch nicht, was ihn bewegte: „Du sagst, ich sei verändert, Papa. Es ist wenig genug geschehen, mich zu wandeln, wie du siehst, denn, auf Ehre, das ist alles. Und was in mir vorgeht, das kann ich dir, kann ich euch noch nicht sagen. Fragt mich nicht."

Er hob abwehrend die Hand. Hoyer drehte eine Weile gedankenvoll die Enden seines Bartes. Jetzt warf er einen Blick auf Hertha und begann, zu dieser gewendet: „Du verzeihst, Hertha, wenn ich 'mal von Dingen rede, die ich dir sonst gern fernhalte."

"Sprich, Papa, ich bin ja ein altes Mädchen und siehst du, wenn Bernhard so bitterernst spricht und denkt, dann darf man, glaub ich, ruhig fortfahren."

Aber Bernhard kam dem Vater zuvor: „Nicht diese Frage, Papa! Ich weiß, was du zuerst fragen willst. Ob ich eine Liaison angeknüpft habe! Nein, ich weiß von nichts, Regina von gar nichts. Führt, treibt uns etwas zusammen, so ist es etwas Heiliges."

"Sentimentalitäten!" fuhr der Major plötzlich auf und stieß den Stuhl zurück.

Bernhard wurde um einen Schatten blässer, erwiderte aber ruhig: „Dazu bin ich zu alt, Papa, ich konstatiere auch nur eine Tatsache und weiß ganz gut, daß ich hier nicht Gefühle aufzuführen habe."

"Zu alt, mein Sohn? An die dreißig fehlen dir noch einige Monate und die Hörner hast du dir doch auch noch nicht abgelassen!"

Der alte Offizier stand hoch aufgerichtet vor dem Sohne und hielt den Kopf so steif, als trüge er den engsten Paraderock.

„Nein, Papa, aber ich glaube, ich hab' gar keine gehabt.“

Ein ernstes Lächeln flog über Bernnds Gesicht, als er diese Worte sprach, und Hertha konnte nicht anders, auch sie mußte lächeln, als sie das verblüffte Gesicht des Vaters sah, der diese Antwort nicht erwartet hatte.

„Das muß ich wohl besser wissen, ich war auch 'mal jung,“ rief er endlich, und er fühlte, wie ihm der Kerger zur Kehle stieg.

„Ja, du Papa!“ entgegnete Bernhard und es klang beinahe wie Reid, „du warst jung, du bist auch ein leichteres, frischeres Blut gewesen, empfänglich und dennoch — auf den Premier hin hast du ja wohl geheiratet, nicht wahr?“

Der Major drehte sich auf dem Absatz um und ging ans Fenster. Eine Weile war es still. Dann klang die Stimme des Vaters wie aus der Ferne: „Das war auch deine Mutter, Bernd.“

Raum hatte er das gesagt, so fiel ihm ein, daß das Wort ins Lächerliche gezogen werden konnte, doch als er sich umwandte, sah er die Geschwister ernst und gesammelt, sie hatten verstanden, was er so ungeschickt ausgedrückt. Das machte ihn weicher; er fragte: „Und was soll nun daraus werden? Es ist wohl noch Zeit, kehrt zu machen, abzubrechen, hoffentlich, Bernhard!“

Bernhard schwieg. Da warf Hertha ein: „Das verläuft im Stillen, denk' ich. Bernd wird sich wieder zurechtfinden.“

„Ja, bin ich denn verirrt, Hertha? Und ob noch Zeit ist, ich weiß nicht“ — er begegnete dem Blick des Vaters und endete: — „ich glaube nicht.“

„Was! Engagiert! Bernd!“ Vater und Schwester riefen, schrien laut auf, und er erwiderte heftig noch einmal: „Nein, ich glaube nicht, es ist stärker als ich, nein, sogar ganz gewiß nicht.“

Einen Augenblick hallten ihre Stimmen durcheinander, dann brachen alle drei, über die eigene Heftigkeit erschreckt, ab, und nur der schwere Atem und die blaffen Gesichter der Geschwister und das gerötete Antlitz des Vaters verrieten den Sturm, dessen Schwall vorübergebraust war. Der Major ging einige Male auf und ab, Hertha saß auf dem Sofa, die Hände im Schoß, mit kleinen Fältchen um den schön geschnittenen, gepreßten Mund.

Es galt ein Ende machen. Der Vater blieb stehen. „Und wie denkst du dir die Entwicklung, Bernhard?“

„Ich denke nicht mehr, Papa, es ist vorbedacht, ich fühle, daß ich jetzt Klarheit schaffen muß, ob das Mädchen mich liebt. Diese Stunde hat mich darüber belehrt.“

„Und dann?“ fragte der Major mit rauher Stimme.

„Dann werde ich trachten, meinen Doktor zu machen, die mir schon angebotene Stelle bei den Farbwerken in

Höchst — das verdank' ich dir und dem Geheimrat in Straßburg — anzutreten und mir einen Hausstand zu gründen.“

„Wie bieder! Und du glaubst, daß das dein Glück sei, daß dazu nichts nötig sei, als ein liebes Gesicht mit schönen Augen? Alle Unterschiede in Gewöhnung, Erziehung, Bildung und Anschauung machten da keinen Miß?“

„Das ist bei jedem Paar Menschen, das man einander gegenüberstellt, wieder anders, Papa. Ich fühl's, es macht keinen Miß.“

„Du bist ein Starrkopf. Aus deinem Nietsche und den modernen Schmökern und dem neuen Schauspiel hast du das aber doch nicht geschöpft!“

„Nein, Pa, du spottest schlecht. Ich steh' hier auf festem Boden. Ich weiß, was ich heilig zu halten habe.“

„Und wenn ich nun — aber nein — so weit sind wir noch nicht... Ich will dir nur noch sagen, daß ich — das Mädchen in allen Ehren — diese Neigung für das halte, was sie ist: ein vorübergehendes Interesse, durch allerlei Zufälligkeiten gefördert, wie die romantische Geschichte auf dem Wasser, den Zug nach der Stadt, der gerade hier so scharf zeigt, wie da Menschen zusammenkommen, die nicht für einander bestimmt sind — kurz, es ist ein ehrliches Verliebtsein, mehr nicht. Mehr darf es nicht sein. Ich muß dir überlassen, dich damit abzufinden. Meine Meinung kennst du.“

Bernhard wollte antworten, aber als er Herthas stehend erhobene Hände und bittende Augen sah, begnügte er sich zu murmeln: „Ich weiß, was ich dir schuldig bin.“

Es wurde wieder so still unter ihnen, daß der ferne, gedämpfte Lärm des Tages in die Stube drang. Der Wind hatte sich gelegt. Der Regen war in Schnee übergegangen. Der erste Schnee sank großflockig, locker gefügt auf die aufgeweichten Straßen und fuhr in Gestalt von großen Tropfen an dem Spalier hinunter. Major Hoyer sah dem Spiel zu. Der Hauch seines Mundes beschlug die Scheibe. Als er hinter sich das Rauschen von Herthas Kleid vernahm, die wieder ihren häuslichen Pflichten nachging, sagte er leise, ohne sich umzublicken: „Ja, ja, Herrchen, das sind so Sachen. Ist nur gut, daß du so ein liebes, vernünftiges Mädchen bist; dein Studium freilich — aber das macht dir ja Freude und hält dich doch gerade in der Richtung.“

„Wer das nur so genau wüßte!“

Es war wie ein Seufzer gewesen, ein Seufzer in Worten, dicht an seinem Ohr gesprochen. Er drehte sich hastig um. So klang doch Bernhards Stimme nicht und Hertha konnte doch das nicht gesagt haben! Aber sie lächelte ja; er sah, wie sie lächelte, während sie die Wäsche, die die Büglerin am Vormittag gebracht hatte,

in die Kommode legte. Doch da es zu dunkeln begann, konnte er die Natur dieses Lächelns nicht erkennen, und auch Bernhard erriet mehr, als er sah, daß Herthas Mund sich schmerzlich verzogen hatte. Und ein Klang der Sehnsucht war in ihrer Stimme gewesen, der rüttelte die eigenen Gefühle in der Brust des Bruders, die kaum zur Ruhe gekommen waren, mächtig auf. Er dachte an Maximow, aber im eigenen Interesse, er wollte ihn zu sprechen suchen, um Gelegenheit zu haben, Reginen zu begegnen. Weil er aber nicht in Unklarheit sein wollte über die Art und Weise, wie der Vater sich künftig dazu stellen werde, so richtete er nochmals das Wort an ihn, ehe er das Haus verließ.

„Wie halten wir's nun in Zukunft, Papa? Ich möchte nicht, daß du glaubst, ich ginge heimliche Wege.“

Da rief der Major, indem er ungestüm auf ihn zutrat und ihm die Hand auf die Schulter schlug: „Still, Junge, ich werde dir doch nicht auf den Dienst passen! Wenn es einmal so weit ist, na dann kosten wir den Konflikt aus; für jetzt — haben wir uns ausgesprochen.“

„Mein alter, ehrlicher Papa,“ erwiderte Bernhard und schüttelte ihm krampfhaft die Hand.

Hoyer sah ihm nach, hörte, wie er die Treppe hinuntertastete und dachte dann laut vor sich hin: „Ich muß doch 'mal hin, das Mädchen unter die Lupe neh-

men. Er soll mir nicht auf den Kopf sagen, ich wüßte nicht, was ich ihm vorenthalte.“

„Ja, Papa, thu' das!“

Er fuhr auf: „Wetter auch, das war wieder 'mal verschnappt! Verrat' mich nicht, Herrchen.“

„Wo werd' ich denn! Such' dir nur einen passenden Vorwand.“

„Weißt du was, Hertha, wir machen das zusammen ab.“

„Wir Papa?“ Hertha suchte im Zwielficht seine Züge zu erkennen. Aber der arglose Ton schon sagte ihr, daß kein Hintergedanke im Spiel sei. „Wenn du willst.“

„Und dann kann ich mit gutem Gewissen Front machen gegen diese überspannte Neigung! Wie der Junge nur darauf verfällt, so ein tüchtiger, ruhiger Mensch. Ja, wär's der Fritz gewesen! Ach ja, Fritz“ — unterbrach er sich, — „der hat uns zu dieser Auseinandersetzung geführt!“

Er ergriff den Brief, der vergessen auf dem Tisch gelegen hatte und setzte sich mit dem Papier ans Fenster. Die Dunkelheit stieg aus dem Thal herauf. Die Buchstaben waren nicht mehr zu erkennen, nur die zackige Brandlinie hob sich deutlich von dem weißen Briefbogen ab. Aber der Major las immer noch darin.

(Fortsetzung folgt).

Zur Erinnerung an August Socin. †

Mit Bild.

Es war ein trüber Regentag (der 24. Januar), als man den geliebten Toten zu Grabe trug, aber noch trüber und düsterer sah es in den Seelen der vielen Tausende aus, die ihn mit ihren Erinnerungen, ihren Segenswünschen und ihren Seufzern begleiteten. Auch wer den Verstorbenen nicht gekannt hatte, mußte schon an den äußeren Anzeichen erkennen, daß diese Teilnahme einem ungewöhnlichen Menschen galt, einem Liebling des ganzen Volkes. In der That, diese Teilnahme hat alle Kreise der Bevölkerung, ohne Unterschied, durchdrungen, und wahrscheinlich hat die Stadt Basel in diesem Jahrhundert noch keine so imposante Kundgebung ihrer Bevölkerung gesehen, wie sie an diesem 24. Januar zu Tage trat — und sie war keine ceremonielle, sie galt keinem Hochgestellten, sondern sie war eine tief innerliche und galt einem schlichten Bürger, der freilich zu den Höchstgestellten im Reiche der Wissenschaft gehörte, und der mit den reichsten und schönsten Gaben des Geistes wie des Herzens geschmückt war. Bei Socin konnte man in der That schwanken, ob man mehr den großen Gelehrten verehren, oder den edlen Menschen lieben solle; denn es konnte, menschlich gesprochen, scheinen, als hätten sämtliche Tugenden einen Bund geschlossen, sich in seiner Seele zu vereinigen und zwar im schönsten, abgewogensten Ebenmaß — nur daß die Bescheidenheit zu wichtig vertreten war! Als der Schreiber dieser Zeilen vor zwei Jahren den Verstorbenen zu seinem 60. Geburtstage schriftlich beglückwünschte, antwortete dieser gleichfalls schriftlich, solche Kundgebungen „gewährten ihm wenigstens den Trost, daß er nicht umsonst gelebt, gestrebt und — gefehlt habe!“ Letzteres war gewiß auch bei ihm der Fall, denn das ist unser aller Schicksal — nur mußte er diese „Fehler“ selber an sich wahrgenommen haben, wir andere wenigstens haben sie nicht gemerkt, am allerwenigsten merkten sie seine Kranken, denen

er nicht bloß ein helfender Arzt, sondern ein werktätiger Tröster war, der aus der Fülle seiner Herzensgüte Gabe um Gabe schöpfte, um sie den Armen, den Mühseligen und Beladenen zu spenden — und es waren nicht bloß „Brocken, die von des Reichen Tische fielen“, es waren Gaben einer mildthätigen Hand, die, was Küche und Keller boten, auch den Patienten, wo es Not that, zukommen ließ; es war ihm Herzensbedürfnis, auch über seine Pflicht hinaus Gutes zu thun und Liebe zu üben. Keiner hat sich vergebens an ihn gewandt, „beseligend war seine Nähe, und alle Herzen wurden weit.“ Was Wunder, wenn seine Kranken ihn wie einen Vater ins Herz schlossen, wenn alle, die in dienstlichen Angelegenheiten ihm nahe traten, mit den Blicken innigster Verehrung zu ihm emporsehnten und den Tod ihres Wohlthäters als einen schweren persönlichen Schlag empfanden und zeitlebens empfinden werden. Was Wunder, wenn er, so lange ihm zu wirken beschieden war, in der Sonne der Volksgunst, wie kein anderer, wandeln durfte, einer Sonne, die keinen Schatten warf? Denn er hatte, im wörtlichsten Sinne nie einen Feind, und selbst unser aller Feind, den zu bekämpfen sein eigentlicher Beruf war, der Tod, hat ihm vielleicht kein allzuschweres Leid angethan, als er ihn niederwarf; denn er traf ihn auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes und seines Glücks (wenn Glück eine solche Lebensstellung heißen darf); und Socin wußte, daß ihn ein längeres Leben nicht mehr höher tragen konnte, er mochte also fühlen, daß jener zur richtigen Zeit für ihn (wenn auch allzufrühe für uns) gekommen war. Für uns, seine Kollegen, ist sein Tod ein wahrhaft unerfleglicher Verlust; wir gehörten ja zu seiner weiteren Familie, und dieser hängt der Trauerflor am dichtesten um das Haupt. Wir vermiffen nicht bloß sein reiches Wissen und Können, sondern auch sein mildes verfühliches Walten, sein geistprühendes Wesen, seine gewinnenden